

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Karl Pötters: Das letzte Waldkonzert im Grunewald.

Auch dieses Schloss kann nur mit dem dazu gehörigen Schlüssel geöffnet werden; es widersteht jedem Nachschlüssel trotz seiner Einfachheit und ist so sicher, dass nur ein gewaltsames Zertrümmern des Schlosses das Öffnen des verschlossen gehaltenen Raumes ermöglicht.

Äusserst einfach ist auch der Schlüssel zu diesem Schloss wie die Abbildung zeigt.

Das Öffnen des Schlosses geschieht in der Weise, dass man den Schlüssel in den Querschnitt am hinteren Ende des Schlosses einführt. Der im Schlüssel befindliche Einschnitt umschliesst beim Vorwärtsstossen die Bolzenstangen mit ihren Federn und treibt in dieser Form den Bolzen zurück.

Karl Pötters.

---

### Das letzte Waldkonzert im Grunewald.

---

Alljährlich wenn der Herbst auch in unserem lieben Grunewald seine Einkehr hält und die Blätter der Buchen und Eichen mit den verschiedensten Tinten färbt, wenn die Sonne sich bereits zwischen 6—7 bzw. 5—6 Nachmittags von uns verabschiedet und wenn die ständigen Grunewaldwanderer, die Tag für Tag im Sommer wie im Winter ihre Wanderungen nach Pichelsberge oder Schildhorn früher antreten, oder ihr Reiseziel kürzer stecken müssen, dann — im Monat Oktober bis Anfang November — ertönt die Musik des Grunewaldorchesters in einer Weise, die vielen Wanderern das Gruseln lehrt.

Und je weiter der Abend vorschreitet je unheimlicher wird die Situation. Stockfinster wird es zwischen den Kiefern; nicht die Hand vor Augen ist zu sehen und unwillkürlich duckt sich der Konzertbesucher hinter seiner Kiefer, hinter welcher er Posto gefasst hat, wenn einer der Mitwirkenden seinen „Tenor-Bass“ in allernächster Nähe ertönen lässt.

Schweigsam sonst ringsum ist der Wald, aus der Ferne tönt das Gerassel und Klappern der Eisenbahnzüge sowie das Fauchen der Lokomotiven herüber; ist der Eisenbahnzug aber vorbei, dann ist wieder Stille eingetreten, bis auf die Musik im Walde die auch durch das Geräusch des Zuges keine Störung erlitten hatte; oder der Mond hat bereits soviel Kraft gewonnen, dass sein magisches Licht den Grunewald wie eine Feenwelt erscheinen lässt. Zwar erkennt man die einzelnen Bäume und sucht hinter ihnen Deckung nehmend sich an die Musiker heranzuschleichen. Doch plötzlich bleibt der Neuling stehen: er glaubt, in seiner Nähe seien eben mindestens 2—3 Kiefern

mit fürchterlichen Krachen zusammen- oder niedergestürzt. Doch lass nur Freund, du findest keine niedergestürzten Bäume, du suchst vergeblich darnach, das Krachen waren nur Töne der Pauke in dem Konzert und die Paukenschläger verrichten keine halbe Arbeit.

Aber was ist das nun wieder, sind Ziegen oder Katzen auf der Jagd: ein kurzer Ton, ähnlich wie ihn die Katze hören läst, schreit sie nicht direkt ihr Miau, sondern ihr schmeichelndes Mä ist zu hören — Nun, lieber Wanderer, dieses kurze Mä dient nur den Konzertisten des Grunewalds dazu, ihre Stimmen noch kräftiger ertönen zu lassen und die Pauke noch kräftiger zu bearbeiten.

Doch die Zeit enteilt, der Heimweg muss angetreten werden, so fesselnd auch die ganze Situation ist. Gern nimmt man das Unbequeme, hier und dort über eine Baumwurzel zu stolpern mit in den Kauf, denn noch immerfort ertönt die Musik, noch immerfort kracht es ringsum, aber endlich ist der Bahnhof Grunewald erreicht nicht ohne einige kräftige Flüche über die wiederholten Saltomortale, die man auf der letzten Strecke des Weges infolge der durch das scharfe elektrische Licht geblendeten Augen über die hier besonders über dem Waldboden befindlichen Baumwurzeln machen musste.

Schied man bisher schon ungerne von diesem Stück Naturleben, so wurde der Abschied in diesem Herbst ein doppelt schwerer, — war es doch ein Abschied für immer! — Nicht nur vom Grunewald in seiner bisherigen Gestalt, sondern auch von seinen vornehmsten Bewohnern, den Hirschen. — Denn wie allgemein wohl bekannt, soll der Berlin nahe gelegene Teil des Grunewalds in einen Volkspark umgewandelt werden und mit ihnen verschwinden seine Musiker — die Hirsche. — Teils werden sie abgeschossen, teils in die Oranienburger Heide bei Lehnitz „versetzt.“

Das vorhandene Raubzeug scheint man uns zu belassen; ob Verkehungen getroffen sind, dass auch dieses ausgerottet wird, oder ob zu dem vierbeinigen sich noch das zweibeinige dereinst gesellen wird, darüber habe ich näheres nicht in Erfahrung bringen können. —

Frage ich in meinem Bekanntenkreise und insbesondere geborene Berliner „Haben Sie schon 'mal den Hirsch im Grunewald schreien hören?“, so erhalte ich die ständige Antwort: „Nee, wat is 'n det?“ Und daraus ersieht man wieder, wie wenig der Grosstädter die Natur kennt und wenn er sie bereits kurz vor seinem Stadttor kennen lernen kann. Die meisten Berliner kennen den Grunewald und seine Bewohner nur von ihren Tagesausflügen her; sie freuen sich, hier und dort ein Rudel Hirsche der Ruhe pflegend oder äsend anzutreffen und gross ist ihre Freude, wenn sich dieser oder jener Hirsch veranlasst sieht, sein Bummeln durch einen kurzen Sprung zu unterbrechen, aber was sonst

im Walde geschieht, wie sich das Wild sonst bewegt, das kann so leicht niemand der Tagesbesucher des Grunewaldes erzählen.

Wie bekannt fällt die Brunst- oder Paarungszeit der Hirsche in die Monate September bis etwa Mitte November. — Während der Edelhirsch, *Cervus elaphus* sich bereits im September zu paaren beginnt, fängt die Zeit für den Dammhirsch *Cervus dama* gewöhnlich erst im Monat Oktober an. Die günstigste Gelegenheit, den Dammhirsch hierbei zu beobachten findet man im Grunewald in dem Teil desselben, der zwischen Teufelssee und Wannsee belegen ist. Vielfach am hellen Tage, insbesondere aber, wenn die Dämmerstunde herannaht, kann man ihn aus dem Stangenholz kommen sehen, oder er steht bereits im hohen Holz. Wie ganz anders sieht das Tier aus gegen damals im Sommer. Damals trug sein ganzes Wesen den Ausdruck der Faulheit und Bequemlichkeit an sich. Doch heute — stolz erhobenen Hauptes schreitet er einher, elegant, leicht tänzelnd im Gang, das Auge leuchtend: so eilt er vorwärts, dabei sein kurzes Gebrüll ausstossend, das einem rauhen, heiseren Gebell oder Geblök nicht unähnlich ist.

Geräuschlos wird der Wald durchwandert und da die Tiere zu dieser Zeit auch ihre Scheu vor dem Menschen zum Teil abgelegt haben, so steht der Beobachter ohne sein Zutun oft mitten in einem Rudel schreiender Hirsche. Man sieht sich gegenseitig etwas erstaunt an und bleibt beiderseits in respektvoller Ferne. Denn auch dem Beobachter ist eine Hirschkeule im Magen lieber wie ein Hirschgeweih.

Konnte man, solange das Tageslicht noch einigermaßen anhielt, den männlichen Hirsch betrachten, wie er auf seinem Pfade der Liebe suchend den Wald durchstreifte, so hört man beim Schwinden des Tageslichts plötzlich in einiger Entfernung ein kurzes „Mäh“! Der Hirsch antwortet und bald hat sich das Pärchen gefunden. Doch „wer lieben will, muss leiden“ erfährt auch unser Hirsch, denn kampfbereit mit gesenktem Kopf tritt ihm ein Rivale in den Weg, der ihm den Besitz der Geliebten streitig machen will. Er kann daher nicht anders, er muss sich mit dem Gegner messen, er will es aber auch nicht, das verbietet ihm seine Hirschehre, denn sonst stände er von den Hirschdamen verächtlich über die Schulter angesehen da. Darum also „Macht Euch fertig, fertig ist, los! und im ersten elegantesten Sprunge gehen beide Gegner gesenkten Hauptes aufeinander los und die Geweihe fahren krachend zusammen, als wenn Bäume krachend niedersausten. Der Anprall ist so heftig, dass beide Tiere sich gegenseitig zurückschleudern, dass sie beide den festen Boden unter den Füßen verlieren, oft hoch in die Höhe steigen, oft beide in die Knie sinken. Aber immer von neuem gehen sie gegeneinander los, bis der schwächere von ihnen den Kampf als für ihn aussichtslos aufgibt und dem Gegner die

erkämpfte Braut überlässt, oder bis er blutend aus verschiedenen Wunden auf dem Kampfplatz liegen bleibt.

Während dessen steht die Umworbene in der Nähe und beobachtet die Kämpfenden, sowie den Ausgang des Kampfes, um sich dann in einigen eleganten Sprüngen dem Sieger zu nahen und ihm zu sagen, dass er der Erkorene sei. Oft aber hat solch Ritter noch mehrere derartige Kämpfe zu bestehen, denn gewöhnlich sieht man nach der Brunst- resp. der Werbungszeit den Hirsch in Gesellschaft mehrerer Damen seines Geschlechts auf der Wanderung. Aber auch die Hirschdame kann die ungetrübte Freude, ihren Ritter allein zu besitzen nicht genießen, denn schon während des Kampfes hat sich eine Nebenbuhlerin von ihr eingestellt, die sich dem Sieger, ihm gleichfalls huldigend anschliesst.

Oft auch hat der Hirsch seine Erkorenen gegen ihm überlegene Neider zu verteidigen und wieder beginnt dann der Kampf in der geschilderten Weise.

Wandert man am hellen Tage durch den Grunewald, dann kann man im Moor und Weg an den aufgewühlten, aufgekratzten und zerstampften Stellen die Kampfplätze feststellen.

Entfernt man sich von den Kampfplätzen, so hört sich das Schreien der Hirsche in der Stille des Waldes geradezu unheimlich an, ähnlich dem Sausen und Mahlen eines schwer arbeitenden Dampfwerkes.

Für den zukünftigen Lokalhistoriker dürfte es von Wert sein, dereinst zu berichten, dass in diesem Jahre die Hirsche zum letzten Male in einer dem Berliner bequem erreichbaren Nähe im Grunewald geschrien haben, und dass er hierüber dereinst einen Bericht findet, dazu möchten diese Zeilen dienen.

Oktober 1903.

Karl Pötters.

## Kleine Mitteilungen.

### Das Teerschwelen in den Waldungen am Liepnitzsee.

Von Otto Monke.

An verschiedenen Stellen der Bernauer Stadtheide und in der Gräflich Redernschen Forst finden sich noch heut im Waldboden Kohlenreste, sowie geschwärzte und mit einem teerartigen Stoff übergossene Feld- und Backsteintrümmer, die an den Betrieb der ehemaligen Teerschwelereien erinnern. Der Volksmund bringt den Namen des nördlich vom Liepnitzsee gelegenen Dorfes Klosterfelde mit dem der Mennigsbrücke (Mönchsbrücke) in Verbindung, und die Sage berichtet, dass die alten Mönche diese Brücke erbaut und benutzt hatten, um zu ihren Kohlenmeilern jenseits des Fließes

zu gelangen, welches von dem ehemals weiter nach Norden reichenden und bogenförmig gekrümmten See, dem Bogensee zwischen Ützdorf und Prenden, nordwärts führt.

Vor einigen Wochen entdeckte ich in der unmittelbaren Nähe der Mennigsbrücke im Walde einen an der Westseite etwas abgestochenen Hügel, der offenbar künstlich angeschüttet war, und an der nach dem Fluss gelegenen Seite Reste von Kohlen und geschwärzten Backsteinen grösseren Kalibers aufwies. Den Mitgliedern der Pflugschaft des Märkischen Museums, welche am Sonntag, den 26. Oktober 1902, unter Führung des Geheimen Regierungsrates Herrn Friedel diese Stelle eingehend untersuchten, gelang es nun, unter dem Schutt des Gemäuers verschiedene spätmittelalterliche Gefässreste zu Tage zu fördern, welche alle, wie auch das ziemlich grosse Format der Backsteine der Sage, die alten Mönche hätten bei der Mennigsbrücke ihre Kohlen gebrannt, mindestens nicht widersprechen. Fraglich bleibt nur, ob es sich damals um eigentliche Meiler, d. h. Vorrichtungen, die vorzugsweise der Gewinnung von Holzkohle dienen, oder um Teerschwelereien handelte, bei denen es in erster Reihe auf die Herstellung von Teer ankommt. Sicher ist, dass noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts Teerschwelereien in der dortigen Gegend vorkamen, bis der Mangel an brauchbarem Betriebsmaterial die Unternehmungen beschränkte, zumal dort vielfach die Buche überwiegt und die Kiefer seltener auftritt, und bis schliesslich die aufblühende Leuchtgasindustrie mit ihrem Nebenprodukt, dem Steinkohlenteer, der Holzkohlenteergewinnung zum Heil unseres märkischen Waldes endgültigen Abschluss brachte.

Eine zweite Brandstelle fand ich vor Jahren am Südwestufer des Bogensees, eine dritte, die sich durch Anhäufung von im Feuer geschwärzten und vielfach gesprungenen Feldsteinen sowie durch Kohlenreste bemerkbar machte, untersuchte Herr Geheimrat Friedel vor 2 Jahren in der Nähe der wüsten Dorfstelle von Alt-Liepnitz bei Kilometerstein 31,9 der Wandlitzer Chaussee; eine vierte liegt im Walde zwischen Ützdorf und Lanke, und endlich wurde eine fünfte am Bogenseefluss von den Pflugschaftsmitgliedern am 26. Oktober 1902 besichtigt. Man bemerkte noch die durch Kohle geschwärzten Stellen im Boden, sowie mehrere Backsteinreste und vermochte noch die Stelle zu ermitteln, auf welcher einst der Ofen und eine Bude zum Unterschlupf für die Teerschweler gestanden hat. Herr Bartusch-Ützdorf, der sich der Gesellschaft angeschlossen hatte, bemerkte, dass gerade dieser Ofen noch in seiner Jugend um 1850 im Betriebe gewesen sei und dass er persönlich seinem Vater bei der Bedienung des Ofens Handreichung getan habe. Der Teerofen wurde gewöhnlich, erklärte Herr Bartusch, so angelegt, dass die Feuerung und der Abflusskanal an der der Niederung zugewandten Seite, die Öffnung für die Beschickung aber an der entgegengesetzten angebracht wurde, so dass der Ofen bequem gefüllt werden konnte. Der auf einer gemauerten Unterlage ruhende, meist aus Backsteinen erbaute Ofen hatte die Gestalt eines grossen Zuckerhutes und steckte in einem etwas grösseren Mantel von derselben Form. Der Zwischenraum enthielt die von der Feuerung ausgehenden Züge, welche in die Füllöffnung mündeten. Der

Ofen fasste im Innern ungefähr 28—30 Klafter Holz. Den Betrieb schildert nun Herr Bartusch in folgender Weise:

„Wir gewannen den Holzkohlenteer aus Kienstubben, die etwa 15 bis 20 Jahre nach dem Roden gelegen hatten, sodass das Splintholz gänzlich vermorseht war. Das durch seinen Harzgehalt vor der Fäulnis mehr geschützte Kernholz, der „Kien“, wurde nach sorgfältiger Säuberung von faulem Holz in Stücke von etwa 50 cm Länge und 8 cm Dicke zerschlagen. Je sauberer der Kien war, desto besseren Teer lieferte er. Die Füllung des Ofens geschah in der Weise, dass die Scheite senkrecht an einander gestellt und mit einem Holzhammer so fest verkeilt wurden, dass alle Lücken ausgefüllt wurden. Mehrere solcher Schichten standen im Ofen über einander. War der Ofen gefüllt, so wurde die Öffnung vermauert. Jetzt begann das Heizen. Nach etwa 36 Stunden entwichen die wässerigen Bestandteile des Holzes durch den vom Grunde des Ofens ausgehenden Abschlusskanal. Sie wurden nicht benutzt. Dann flossen harzige Massen, aus denen später Pech gekocht wurde, und ferner das Kienöl ab. Endlich trat „klar wie frischer Honig“ der gute Holzkohlenteer heraus und sammelte sich in einem Trog, aus welchem er in Fässer gefüllt wurde. Jeder Brand lieferte gegen 25—30 Tonnen. War der Prozess nach 12 Tagen fast beendet, so wurde der Teer schmutzig; diese Sorte fand bei der Pechbereitung Verwendung. Den Teer kauften die herumziehenden Händler, falls er nicht direkt an die Hauptkonsumenten, die Fuhrleute abgegeben wurde, welche damit die Holzachsen ihrer Wagen schmierten. Die im Ofen zurückgebliebene Holzkohle kauften dagegen die Schmiede sehr gern, um sie zum Härten ihres „Schneidezeuges“ zu benutzen.“ Das Teerschwelen hörte schliesslich auf, weil man nicht mehr genug Kien herbeischaffen konnte, wie Herr Bartusch meint. Wahrscheinlich aber trugen noch einige andere Umstände wesentlich dazu bei, vor allem die Entwicklung der Leuchtgasindustrie und die des Eisenbahnwesens. Der fröhliche Peitschenknall der Fuhrleute verstummte allmählich auf den alten märkischen Heerstrassen und mit ihm die Nachfrage nach dem Holzkohlenteer und die letzten Holzachsen wurden endlich durch eiserne ersetzt. Zwar sind die Feuer in den märkischen Wäldern erloschen, zwar wächst längst in manchem einst blühenden Städtchen an alter Fuhrmannsstrasse das Gras aus dem Pflaster, aber nach wie vor erschallt in der märkischen Heide der Schlag der erbarmungslosen Axt, und — „klar wie frischer Honig“ — fliesst das schnöde gelbe Gold in die Taschen der Waldschänder.

B. 28. 10. 02.

**Fremdsprachliche Elemente** in Gross-Berlin gibt es nach der neuesten Bevölkerungsaufnahme des Statistischen Amtes nahezu 56,700; von diesen beherrschen neben ihrer Muttersprache 17,140 auch das Deutsche, während 39,355 nur mit fremder Zunge reden. Am zahlreichsten sind natürlich die polnisch-sprechenden Mitbürger vertreten (34,623), von denen aber eine grosse Zahl (13,328) auch deutsch sprechen kann. Englisch sprechen 3677, russisch 2074, ungarisch 2016, dänisch 1960, französisch 1929, italienisch 1652, schwedisch 1041, holländisch 993. Viele dieser fremd-

sprachlichen Elemente haben sich naturalisieren lassen; Ausländer geblieben sind 2185 Engländer, 5262 Russen, 3385 Ungarn, 1427 Dänen, 708 Franzosen, 1682 Italiener, 1177 Schweden, 863 Holländer u. s. w. Im übrigen beherbergt die Reichshauptstadt mit Vororten nicht weniger als 19,939 österreichische Staatsangehörige, 2756 amerikanische Bürger und 2800 Tschechen; der Orient ist mit 315 Türken, 135 Serben, 7 Ägyptern und einem Araber vertreten. Japaner haben wir 116, Chinesen 80. Endlich gehören 27 bzw. 23 Bürger Gross-Berlins südafrikanischen Staaten (Transvaal bzw. Oranje) an. Bei nicht weniger als 182 Einwohnern hat es sich nicht feststellen lassen, welches ihre Muttersprache ist — kaum glaublich!

Berlin, August 1903.

O. Monke.

## Bücherschau.

Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde. Bd. II (1900—1901). Im Auftrag der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff und Prof. Dr. Fritz Regel. gr. 8<sup>o</sup>. VIII, 413 S. Breslau, Ferd. Hirt, 1904. brosch. 12 M.

Dem ersten Bande\*) des verdienstvollen Unternehmens, die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde, nach bestimmten Gruppen geordnet, in kurzen Referaten gesammelt herauszugeben, ist nunmehr der zweite gefolgt, der die Erscheinungen der Jahre 1900 und 1901 umfasst. Ein Zeitraum von 3 Jahren ist seit dem Erscheinen des 1. Bandes vergangen, da sich dem Unternehmen mannigfache Schwierigkeiten entgegenstellten und die Sichtung des eingegangenen Materials viel schwieriger als bei dem vorhergehenden Bande war; ausserdem ist ein Wechsel in der Redaktion und im Verlage eingetreten, wodurch die Drucklegung des Werks gleichfalls verzögert wurde. An die Stelle des nach Köln berufenen Professor Dr. Hassert ist als zweiter Herausgeber Prof. Dr. Regel in Würzburg getreten und an Stelle der Hofbuchhandlung von Alfr. Schall ist die in geographischen Kreisen altbekannte Königl. Universitäts-Buchhandlung von Ferd. Hirt in Breslau getreten. Den Herausgebern wie dem Verleger gebührt in gleicher Weise der Dank der wissenschaftlichen Welt, dass sie das Werk trotz grosser Schwierigkeiten und erheblicher Opfer fortgeführt haben.

Der zweite Band des „Berichts“ ist doppelt so gross wie der erste, da viele einschlägige Zeitschriften, die im 1. Bande nicht berücksichtigt wurden, im 2. zur Besprechung herangezogen worden sind — das Zeitschriften-Verzeichnis des 2. Bandes gibt 141 wissenschaftliche Organe an, ausserdem sind aber eine grosse Anzahl belletristischer Zeitschriften berücksichtigt worden — und da die Mitarbeiter, obwohl von den Verlegern nur wenige Werke zur Besprechung eingegangen sind, in selbstloser Weise die Referate aus den meisten neuerschienenen Werken geliefert haben.

\*) Vgl. die Besprechung im Monatsblatt X, S. 391f.